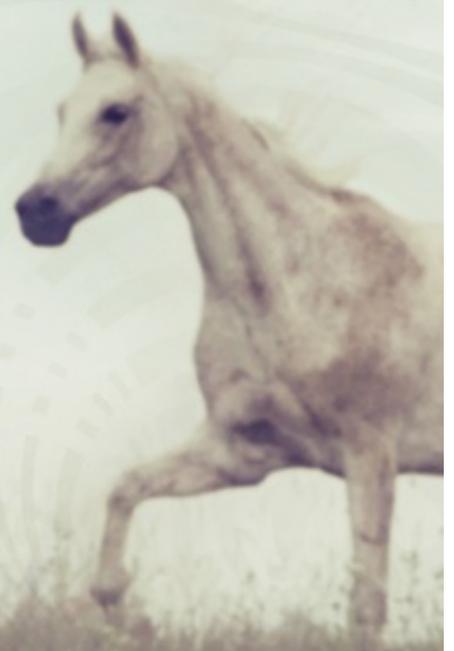


Jutta Beyrichen

dot:  
books

Die  
*Tochter*  
der Pferdefrau

Roman



»Danke.« Christine nahm Platz und blickte die Mutter Oberin aufmerksam an. »Ich muss gestehen«, meinte sie, »dass ich kaum was über die Sache weiß. Mr Kinsella hat mir nicht allzu viele Einzelheiten sagen können.«

»Wir wissen alle nicht viel über sie.« Die Schwester blickte bekümmert. »Wir schätzen sie auf sechzehn oder siebzehn Jahre. Bekannt ist uns lediglich, dass sie vor ein paar Wochen einen schweren Autounfall überlebte, wobei ihre Begleiterin, wir nehmen an, es war ihre Mutter, ums Leben kam. Aber wir wissen bis heute nicht, wer sie ist, wie sie heißt und wo sie herkommt. Sie hat seit dem Unfall kein einziges Wort gesprochen.«

»Und woraus schließen Sie, dass sie Deutsche ist?«

»Wir vermuten es nur. Bei dem Auto, in dem sie fuhren, handelte es sich um einen Mietwagen, der eine Woche vorher in Dublin an eine deutsche Urlauberin vermietet worden war. Leider kam es dabei wohl zu einigen Versäumnissen. Die Autovermietung hatte offenbar das Formular fehlerhaft ausgefüllt, jedenfalls war bis jetzt die tatsächliche Identität der Fahrerin nicht zu ermitteln.«

»Hatte sie denn keine Papiere bei sich?« Christine konnte es kaum glauben.

Die Schwester schüttelte den Kopf. »Der Wagen ist völlig ausgebrannt. Zum Glück schaffte es ein am Unfall beteiligter LKW-Fahrer noch, die beiden rechtzeitig aus dem Wrack zu holen, bevor es in Flammen aufging. Die ältere Frau starb dann auf dem Weg ins Krankenhaus, ihre Verletzungen waren zu schwer.«

Einen Moment lang herrschte Stille.

Christine musste einen Kloß im Hals hinunterschlucken. Sie blickte auf die gefalteten Hände und das unbewegte Gesicht der Ordensfrau. Eine Nonne denkt über den Tod sicher anders als weltliche Menschen wie sie, kam ihr unwillkürlich in den Sinn.

»Das arme Mädchen«, sagte sie leise. »Wenn es tatsächlich ihre Mutter war ...« Dann blickte sie die Schwester an. »Weiß sie, was passiert ist?«

»Ich nehme es an.« Die Schwester wiegte den Kopf. »Ganz sicher bin ich mir da nicht, denn wie Sie wissen, war es bisher nicht möglich, mit ihr in Kontakt zu kommen. Sie verschließt sich gegen alles, obwohl wir uns große Mühe mit ihr geben.«

»Vielleicht spricht sie ja auch nur kein Englisch.«

»Möglich«, sagte die Schwester. »Deshalb hat man sich wohl an Sie gewandt.«

»Und Sie meinen, wir könnten ihr helfen?«

»Es war Mr Kinsellas Idee«, erwiderte die Mutter Oberin, und Christine hatte den flüchtigen Eindruck, dass sie persönlich Johns Entscheidung nicht allzu sehr billigte. »Sie sind mit ihm bekannt?«

»Eigentlich mehr meine Schwägerin Fiona«, sagte Christine. »John und sie sind alte Schulfreunde, und er hat schon öfter einen seiner Schützlinge an uns vermittelt. So wie diesmal. Er rief bei uns an und bat darum, das Mädchen für eine Weile aufzunehmen.«

»Er meinte, nachdem sie nicht das geringste Interesse zeigt, nach Hause zurückzukehren, wo immer das auch sein mag, sollte man sie damit fürs Erste in Ruhe lassen.« Die Schwester betrachtete Christine nicht ohne Interesse. »Sie haben da eine Art Reitstall im Westen?«

»Es ist ein Gestüt in der Nähe von Galway, am Lough Corrib«, antwortete Christine. »Früher war es ein reiner Pferdebetrieb mit Ferienpension. Seit einigen Jahren ist es

anerkannte Therapiestätte für verhaltensgestörte Jugendliche.«

»Sie sind Therapeutin?«

»Nein, ich selbst nicht, aber wir haben eine ausgebildete Psychotherapeutin, die dort mit den Kindern arbeitet. Und meine Schwägerin ist Expertin auf dem Gebiet des therapeutischen Reitens.« Christine lächelte. »Mein Zuständigkeitsbereich liegt mehr bei den Tieren, ich bin Tierärztin. Aber ich bin geborene Deutsche, und deshalb bat mich Mr. Kinsella, das Mädchen abzuholen, um ihm vielleicht die Eingewöhnung ein wenig zu erleichtern.«

»Von Pferdetherapie habe ich schon gehört«, sagte die Schwester. »Ich wage absolut keine Prognose darüber, ob dem Mädchen damit geholfen werden kann, aber ich wünsche es ihm.« Ihr Gesicht nahm einen etwas weicheren Ausdruck an, und Christine erkannte, dass die Nonne durchaus mitfühlen konnte, was der Verlust der Mutter für einen jungen Menschen bedeutete, ungeachtet allen religiösen Glaubens.

»Sehen Sie«, fuhr die Schwester fort, »die meisten Mädchen hier sind Waisen oder stammen aus schwierigen Verhältnissen, werden vom Jugendamt betreut, weil sich ihre Eltern nicht um sie kümmern können oder dürfen. Wir versuchen unser Möglichstes, um ihnen so etwas wie ein Zuhause zu geben. Dabei wissen wir nur zu gut, dass eine richtige Familie durch nichts zu ersetzen ist. Man merkt es den Kindern an. Es ist keine natürliche Umgebung, in der diese Mädchen aufwachsen. Man kann ihnen hier einfach nicht so viel Individualität und Zuwendung, wie sie sie idealerweise in einer Familie erhielten, geben. Und hier, wo jedem der Mädchen etwas Entscheidendes fehlt, nämlich die eigene unverwechselbare Identität, kann die kleine Deutsche seelisch niemals gesund werden, nachdem sie sich so große Mühe gibt, sich von uns allen abzusondern.« Sie blickte Christine direkt an. »Nehmen Sie die Kleine mit«, sagte sie. »Bringen Sie sie zum Lough Corrib, zu den Pferden. Sie muss wieder Vertrauen in ihre Umgebung gewinnen, vielleicht fällt ihr das über die Tiere leichter.«

Christine war ungewollt gefangen von dem, was die Nonne sagte. Sie selbst war nicht besonders religiös, hatte mit Ordensleuten bisher wenig zu tun gehabt und sie eigentlich immer für weltfremd und in starren Mustern denkend gehalten. Doch nun musste sie erkennen, dass diese Frau Intellekt und ein warmes Herz besaß und offenbar auch modernen Ideen gegenüber aufgeschlossen war. Christine hatte schon zu oft die Skepsis vieler hinsichtlich Fionas Projekt miterlebt, um das nicht hoch einzuschätzen.

Die Mutter Oberin erhob sich nun und kam hinter ihrem Schreibtisch hervor.

»Ich würde vorschlagen, wir gehen jetzt hinüber in den Wohntrakt der Mädchen. Oder haben Sie noch eine Frage?«

»Oh, da werden sich mit der Zeit sicher noch welche ergeben.« Christine lächelte. »Aber ich möchte jetzt wirklich gern das Mädchen kennen lernen.«

»Kommen Sie«, sagte die Schwester und hielt Christine die Tür auf.

Mädchen der verschiedensten Altersstufen, neugierig aus ihren Zimmertüren lugend, Getuschel und Gekicher. Christine warf im Vorbeigehen ebenfalls neugierige Blicke in die offen stehenden Räume. Es waren helle Zimmer, in bunten Farben eingerichtet, keine Spur von klösterlicher Nüchternheit. Man schien sich hier tatsächlich sehr darum zu bemühen,

auf die Bedürfnisse der jungen Menschen einzugehen. Am Ende des Flurs befand sich eine geschlossene Tür.

»Hier schläft sie.« Die Mutter Oberin klopfte höflich an, wartete einen Moment, und als keine Antwort kam, öffnete sie die Tür. »Dürfen wir stören?«, fragte sie. »Hier ist die Dame, von der wir dir erzählt haben. Wie du weißt, möchte sie dich gerne für eine Weile zu sich einladen. Sie lebt im Westen, in Connemara, auf einem Pferdehof.«

Keine Reaktion.

Das Mädchen saß am Fenster und sah hinaus, ohne zu erkennen zu geben, ob es zugehört oder ihr Eintreten überhaupt bemerkt hatte. Sie trug fleckige Jeans und ein einfaches blaues Sweatshirt, das ihr offenbar nicht gehörte, da es ihr um einiges zu groß war, und ihr langes braunes Haar hing strähnig und zerzaust herab. Ganz offensichtlich hatte sie sich nicht die Mühe gemacht, es zu waschen oder auch nur zu kämmen. Sie schien auf ihr Äußeres ebenso wenig Wert zu legen wie auf die mindesten Regeln der Höflichkeit, denn sie drehte nicht einmal den Kopf, obwohl sie gehört haben musste, dass jemand hereingekommen war.

Christines erster Eindruck war entmutigend. O Gott, worauf habe ich mich da eingelassen, dachte sie bei sich. Sie hatte sich spontan hilfsbereit gezeigt, als John sie darum bat, aber nun erhielt sie eine leise Ahnung, dass es durchaus nicht damit getan sein würde, mit dem Mädchen Deutsch zu sprechen, damit es sich nicht so einsam in einem fremden Land fühlte. Sie hatte ein schweres Trauma erlitten, einen ihr nahe stehenden Menschen verloren und offenbar beschlossen, sich völlig von der Welt zurückzuziehen.

Natürlich hatten alle Jugendlichen, die auf den O'Flaherty-Hof kamen, Probleme der verschiedensten Art, nicht wenige waren schwierig im Umgang. Aber dieses Mädchen würde das erste sein, mit dem Christine direkt zu tun hatte, und für einen Moment fühlte sie sich unsicher, ob sie dieser Aufgabe tatsächlich gewachsen sein würde. Immerhin war sie dafür nicht ausgebildet wie Siobhán und Fiona. Aber musste man denn immer für alles perfekt geschult sein? Hier war ein Mensch, der Hilfe brauchte. Das war das Einzige, was zählte. Also straffte Christine den Rücken und trat näher.

»Hallo, ich bin Christine«, sagte sie.

Nichts. Das Mädchen saß da und blickte regungslos aus dem Fenster. Ihre Hände, von den zu langen Ärmeln fast völlig bedeckt, hatte sie um etwas gekrampft, das Christine nicht erkennen konnte, doch es zeigte deutlich ihre große innere Anspannung.

Christine trat neben sie und blickte ebenfalls aus dem Fenster. Es ging hinaus auf den Klosterhof, wo die Blumenrabatten leuchteten.

»Was gibt es denn da so Interessantes zu sehen?« Sie spähte hinaus. Dabei legte sie wie zufällig ihre Hand auf die Schulter des Mädchens.

Mit einer solch heftigen Reaktion hatte Christine allerdings nicht gerechnet. Das Mädchen fuhr zusammen, hob in instinktiver Abwehr seinen Arm und bog sich weg. Dabei flog der Gegenstand, den sie in den Händen gehalten hatte, empor. Christine sah etwas Kleines, Gelb-Schwarzes blitzen, das klappernd zu Boden fiel und bis vor ihre Füße schlitterte. Sie bückte sich danach.

Es war eine kleine Holzfigur an einem ledernen Band. Und Christine wusste im selben Moment, dass die Mutter Oberin Recht hatte mit ihrer Vermutung. Dieses Mädchen war

tatsächlich aus Deutschland.

»Hier, deine Tigerente.« Sie hielt ihr den Anhänger hin.

Das Mädchen warf ihr einen wütenden Blick zu, so als hätte Christine ihn ihr weggenommen, streckte die Hand aus und riss ihn an sich.

»Jetzt mal ganz ruhig«, sagte Christine und bemühte sich um einen besänftigenden Ton.

»Ich tu dir doch nichts. Eigentlich bin ich gekommen, um dir ein Angebot zu machen.«

Keine Antwort. Das Mädchen hatte sich wieder abgewandt.

»Ich wollte dich nämlich fragen, ob du Lust hast, bei uns ein paar Wochen auszuhelfen. Die Schwester hat dir ja schon erzählt, wo ich lebe. Es ist ein Gestüt in der Nähe von Galway. Wir halten hauptsächlich Connemaras und Irish Hunter, haben aber auch ein paar Vollblüter. Da könnten wir im Moment ein bisschen Hilfe gebrauchen. Mehr als ein Taschengeld wird leider nicht drin sein, aber du kannst dort reiten, so viel du magst.«

Christine beobachtete das Mädchen, während sie sprach. Sie behielt nach wie vor ihre starre Haltung bei, doch meinte Christine, während sie von den Pferden redete, in ihrem Gesicht eine leichte Anspannung festzustellen. Würde die Strategie Erfolg haben? Die meisten Mädchen im Teenageralter liebten Pferde und träumten vom Reiten, und so bestand eine kleine Chance, dass sie über diese Brücke an sie herankam.

Doch das Mädchen blieb weiterhin stumm.

Christine wartete einen Moment, dann wandte sie sich an die Schwester, die aufmerksam zugehört hatte, obwohl sie natürlich nichts von dem verstand, was Christine auf Deutsch sagte.

»Offenbar hat sie keine große Lust.« Christine sprach besonders langsam und deutlich, jetzt, da sie wieder ins Englische fiel. »Schade. Ich hätte mich gefreut, sie mitnehmen zu können. Gerade jetzt hätten wir Hilfe nötig, und es wäre auch schön gewesen, mal wieder jemanden um sich zu haben, mit dem ich Deutsch sprechen kann.« Sie zuckte mit den Schultern und legte die Hand auf die Türklinke. »Wann kommen denn die Leute von der Botschaft, um sie nach Deutschland zurückzubringen? Sagten Sie nicht morgen?« Sie sah die Mutter Oberin mit einem durchdringenden Blick an. Hoffentlich verstand sie.

Die Mutter Oberin zögerte nur einen winzigen Moment, räusperte sich und antwortete: »Ja, morgen Früh, soviel ich weiß. Dann ist sie bis zum Abend in Deutschland.«

»Und dort wird man sicher herausfinden, wer sie ist und wo sie hingehört«, ergänzte Christine betont deutlich. Aus dem Augenwinkel beobachtete sie dabei das Mädchen. Wie würde sie reagieren? Sprach sie überhaupt Englisch? Wenn es nicht ausreichte, um den Dialog zu verstehen, blieb Christines Manöver erfolglos.

»Und was geschieht, wenn nicht?« Die Schwester schien tatsächlich verstanden zu haben, worauf es Christine ankam. Auch sie bemühte sich sehr um eine klare Aussprache.

Christine hob die Schultern, es wirkte uninteressiert. »Sie werden schon irgendwelche Verwandten auftreiben. So ein Mädchen wie sie wird doch irgendwo vermisst, da meldet sich sicher jemand, wenn man einen Aufruf in alle Zeitungen bringt.«

Das Mädchen saß immer noch völlig unbeweglich da. Doch ihre Kieferknochen waren angespannt, der Blick nicht mehr starr ins Blaue gerichtet. Sie hörte zu, dessen war sich Christine sicher. Und als sie die aufzufindenden Verwandten erwähnte, meinte sie zu erkennen, dass sie ihre Hände noch fester zusammenkrampfte. Hier schien ein

empfindlicher Punkt zu sein. War sie auf der richtigen Spur?

»Aber wahrscheinlich ist ihr das lieber, als länger hier zu bleiben«, schloss Christine, an die Schwester gewandt. »Kann man auch verstehen. Sie will nach Hause zu ihrer Familie. Na, meine Sache ist das dann nicht.«

Christine öffnete nun die Zimmertür und trat hinaus auf den Flur.

»Wissen Sie eventuell ein anderes Mädchen, das Interesse hätte, zu uns zu kommen?«, fragte sie die Schwester, die noch im Zimmer stand und damit beschäftigt war, ein Heiligenbild an der Wand gerade zu rücken.

»Oh, warten Sie.« Die Nonne überlegte. »Vielleicht Michelle. Oder Seána. Die würden bestimmt gern mitfahren, um ein paar Wochen auf einem Gestüt zu wohnen.«

»Gut, fragen wir sie doch einfach«, schlug Christine vor. »Genau genommen ist es ja egal, wer mitkommt. Und man muss das verstehen, wenn sie nicht möchte. Immerhin wohnen wir ja doch recht weit weg von der Zivilisation, und wir wissen ja noch immer nicht, wer sie ist. Außerdem würde sie bei uns noch mehr wie in einem Versteck leben, da werden wir erst recht keine Angehörigen auftreiben können.«

Christine blickte das Mädchen nicht an, fühlte aber instinktiv, wie intensiv es lauschte. Was würde sie tun? Es war ein riskantes Spiel, das Christine da trieb.

Ohne sich ihre innere Spannung anmerken zu lassen, wandte sie sich nun zum Gehen.

»Zeigen Sie mir die Zimmer der anderen beiden Mädchen?«

Einen winzigen Moment herrschte Stille, dann hörte Christine die hölzernen Stuhlbeine über den Linoleumboden rutschen.

»Warten Sie«, sagte das Mädchen, »ich komme mit.«